

Das unbedingte Grundeinkommen und der lange Schatten des Produktivismus

Jörn Lamla

Jörn Lamla: lamla@uni-kassel.de

Die Einführung eines unbedingten Grundeinkommens wird häufig als geeignetes Mittel zur Befreiung von ökonomischen Wachstumszwängen angeführt. Es erscheint dann als eine Quelle zur Überwindung des gesellschaftlich dominanten Produktivismus. Im Statement soll diesen Zusammenhängen kritisch nachgegangen werden. Es soll aufgezeigt werden, dass der lange Schatten des Produktivismus bzw. des damit strukturell verwandten Konsumismus in Begründungsfiguren und diskursiven Assoziationen zum (nachhaltigen) Leben mit Grundeinkommen einflussreich bleibt. Für alternative, liberale Begründungen, die das Grundeinkommen als Grundrecht ausweisen, spielt die Transformationsrichtung demgegenüber keine oder eine sehr nachrangige Rolle, so dass die gesellschaftlichen Folgeeffekte unterbelichtet bleiben. Abschließend soll daher geprüft und zur Diskussion gestellt werden, ob sich eine Rechtfertigung des Grundeinkommens als „unproduktive Verausgabung“ im Sinne George Batailles tragfähig entwickeln lässt, die dem produktivistischen Wachstumspfad weder verhaftet bleibt noch neutral gegenübersteht. Wie sähe eine solche Grundeinkommensgesellschaft aus und was würde sie uns abverlangen?

Gewerkschaften als Akteure einer sozial-ökologischen Transformation?

Jana Flemming

Jana Flemming: jana.flemming@uni-jena.de

In Konflikten um Arbeit und Natur werden gewerkschaftliche Perspektiven häufiger vernachlässigt oder ihre Positionen kritisiert. Mitunter beschuldigen umweltpolitisch motivierte Akteure Gewerkschaften, ökologische Fragen nicht angemessen in ihre Agenda zu integrieren und damit globale sozial-ökologische Ungleichheiten zu zementieren. Es wird als politisch unverantwortlich angesehen, dass Gewerkschaften für den Erhalt von Industrien kämpfen, die einen massiven Einfluss auf den Klimawandel und andere Modi ökologischer Zerstörung haben. Diese gesellschaftspolitische Konfliktlage führt die Relevanz gewerkschaftlicher Akteure bei der Überwindung des Produktivismus deutlich vor Augen.

Zur Debatte gestellt werden die politisch-kulturellen Dynamiken, die sich angesichts des sozial-ökologischen Wandels bei einem machtvollen gewerkschaftspolitischen Akteurs im globalen Norden vollziehen - der IG Metall. Vorgestellt werden Einstellungen und Deutungsmuster gewerkschaftlicher Akteure hinsichtlich sozial-ökologischer Themen und ihrer politischen Bearbeitung, unter besonderer Berücksichtigung des Wandels der Automobilindustrie. Ihrer Politik liegt ein grundsätzlich produktivistisches und wachstumsgebundenes Denken zu Grunde, dass die Verbindung zu Politiken eines global verallgemeinerbaren guten Lebens nur wenig beachtet. Doch werden, den Relevanzsetzungen der Gewerkschafter_innen folgend, wesentliche Schritte für sozial-ökologische Transformationsperspektiven – im Rahmen der gegebenen Organisationslogik – voran gebracht.

In der Analyse gesellschaftlicher Naturverhältnisse in gewerkschaftlicher Umweltpolitik werden so Berührungspunkte ihrer Umweltpolitik zum Thema Lebensqualität betrachtet und dies mit einem Begriff von Reproduktion in Zusammenhang gebracht, der sowohl Gesellschaft als auch Natur umfasst. Sozial-ökologische Themen berührende Normen, Werte und Weltbilder gewerkschaftlicher Akteure werden konzeptionell an der Schnittstelle von Produktions- und Lebensweise gedacht. Insbesondere der Begriff der Lebensweise ermöglicht es, gesellschaftliches Handeln an der Intersektion von Ökonomie, Kultur und Politik zu denken. Daran anknüpfend wird diskutiert, inwiefern Gewerkschaften als korporatistischer bzw. tripartistischer Akteur in Wohlfahrtsstaaten in sozial-ökologischen Transformationsprozessen zu fassen sind.

Arbeitskritik/Postwork: neue Ideen zur Überwindung des Produktivismus

Maja Hoffmann

Maja Hoffmann: maja.hoffmann@posteo.de

Obwohl in langer Tradition stehend und obwohl in der Logik eng verbunden mit Wachstumskritik, ist Kritik an Produktivismus, an „Arbeit um der Arbeit willen“ und an der merkwürdigen Gesellschaftsorganisation, die auf dieser Ideologie basiert, selbst in kritischen Milieus (noch?) recht marginal. Erst seit kurzem erlebt Arbeitskritik oder „Postwork“ wieder einen Aufschwung in künstlerischen, aktivistischen und wissenschaftlichen Kontexten. Besonders vor dem Hintergrund sehr dringlicher, existentieller sozial-ökologischer Probleme berührt dieser Ansatz einen Kernaspekt der organisierten Nicht-Nachhaltigkeit moderner Industriegesellschaften, wie das beharrliche „Arbeitsplatzargument“ in der Auseinandersetzung um die Abwicklung destruktiver Industrien beispielsweise immer wieder verdeutlicht.

Dieser Beitrag möchte an die Tradition von Arbeitskritik/Postwork anknüpfen, diese in unterschiedlichen Zusammenhängen erläutern und zur Diskussion stellen: Was ist Arbeitskritik im sozial-ökologischen Kontext, und inwiefern kratzt Konsumkritik nur an der Oberfläche der Nicht-Nachhaltigkeit? In welcher Hinsicht sind moderne Arbeitsgesellschaften strukturell und kulturell abhängig von Arbeit und Produktivismus, und inwiefern ist das historisch neuartig? Was verspricht Postwork als kritisch-emanzipatorische Perspektive – besonders in ökologischer, feministischer und postkolonialer Absicht, und wie vermag dieser Ansatz „produktivistische Mängel“ insbesondere feministischer Debatten zu korrigieren?

Politischer Kern des Postwork-Konzepts ist die Frage nach der Verwirklichung einer Gesellschaft, in der Arbeit nicht länger Dreh- und Angelpunkt für gesellschaftliche Organisation und ideelle Orientierung ist. Die These dieses Beitrags: Arbeitskritik/Postwork bietet sich hervorragend als eine Quelle der Überwindung des Produktivismus an und trägt wesentlich bei zur Diskussion um radikalen Gesellschaftswandel hin zu einer postproduktivistischen, nachhaltigen Lebensweise.

Der Fetisch des Lokalen – Ansätze zu einer Wissensgeschichte über die Verheißungen indigenen Wirtschaftens im tropischen Afrika

Hubertus Büschel

Hubertus Büschel: uk067543@uni-kassel.de

In meinem Beitrag möchte ich durch längere historische Querschnitte zeigen, dass ethnologische und ethno-psychologische Diskurse und Praktiken seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart hinein Alternativen zu produktivistischen Ansätzen kolonialen und post-kolonialen Wirtschaftens entwarfen. Hiermit konnten allerdings deutliche biopolitische Ein- und Ausschließungen bis hin zu physischer Gewalt verbunden sein.

Seit der kolonialen Aufteilung Afrikas südlich der Sahara und der gleichzeitigen Entstehung von Ethnologie und Psychologie als empirisch beobachtende Wissenschaftspraktiken wurden westliche Zivilisierungs- und Modernisierungsparadigmen im globalen Süden durchaus kritisch gesehen mit Verweis auf lokale „bessere“, weil beispielsweise „nachhaltigere“ Wirtschaftsweisen. Die (Selbst-)Kritik an der eurozentrischen Konstitution kolonialer „Zivilisierungsmissionen“ und die Verweise auf die Bedeutung indigenen Wirtschaftens waren so vehement, dass man – wie ich zeigen möchte – von einem regelrechten „Fetisch des Lokalen“ sprechen kann.

In einem ersten Schritt möchte ich eine Wissensgeschichte dieser „Verheißungen indigenen Wirtschaftens“ vom ausgehenden Jahrhundert bis in gegenwärtige Post-Development-Debatten anhand von Beispielen aus dem tropischen Afrika skizzieren, galt diese Weltregion in vielerlei Hinsicht als „Laboratorium“ globale Deutungsmacht beanspruchender sozialpolitischer Erwägungen und Technologien. In einem zweiten Schritt wird auf der Grundlage von einigen Fallstudien das Zustandekommen dieses Wissens und die damit verbundenen sozialen In- und Exklusionsmechanismen sowie biopolitischen Effekte analysiert. Hier wird es auch um Praktiken der Geltendmachung „erwünschter“ Formen von Wirtschaften und Vergesellschaftung und dem Auslösen und Stillstellen von allem gehen, was als nicht „authentisch“, „echt“ oder „nachhaltig“, galt.

Mit meinem Beitrag möchte ich somit Ansätze zu einer kritischen Wissensgeschichte „alternativer Formen“ von Gesellschaft aufzeigen und in einem dritten Schritt des Beitrages debattieren, wie künftig „Ideen und Praktiken“ aus dem globalen Süden jenseits der oben skizzierten epistemischen und biopolitischen Exklusions- und Stillstellungs-Mechanismen mehr zur Geltung gebracht werden könnten.

Food for Justice: Gender- und postkoloniale Theorien, um ‚food security‘ neu zu denken

Renata Motta

Renata Motta: renata.motta@fu-berlin.de

Viele soziale Innovationen in der nachhaltigen und fairen Produktion finden außerhalb des Marktes und dessen gängigen Produktionsverhältnisse und Wissens statt. Von einer historischen Perspektiven wissen wir bereits viel über koloniale Agrarwirtschaft sowie den transregionalen Handel globaler Wirtschaftsgüter zwischen den Kolonien und den Metropolen. Wenig bekannt bleibt jedoch wie die Produktion von Lebensmittel, die die Mehrheit der Weltbevölkerung ernährte, genau verlief, ganz zu schweigen von den Ernährungspraktiken der Arbeiter*innen in den Plantagen. Sklavengärten oder *jardin créoles* boten zum Beispiel Sklaven verschiedene Nahrungsquellen an, die es ihnen erlaubten, die Agro-Biodiversität beizubehalten sowie ihre kulinarischen Traditionen zu retten (Glissant, 2009; Haraway, 2016). Neuere Beispiele umfassen auch die Rolle von Frauen in der generellen Produktion von Nahrungsmitteln, aber auch in privaten Gärten, in denen Gemüse ohne Pestizide, kontinuierlich und unter Berücksichtigung des Bodens, ko-autonom und sehr produktiv angebaut werden (Niñez 1984; Siliprandi 2015). Da Ackerbau zunehmend als ‚agrobusiness‘ (abgeleitet von der kolonialen Plantage) verstanden und globaler Handel als die Lösung für die allgemeine Versorgung dargestellt wird, herrscht derzeit ein Bedarf nach Wissensproduktion über die unsichtbaren Geschichten des integrativen Ökosystems von Wälder und Poly-Crop-Systemen, die die Mehrzahl der Weltbevölkerung über Zeit und Raum ernährte. Der Artikel bezieht sich auf postkoloniale und feministische Theorien, um andere Praxen und Wissen, die zu einem nachhaltigen und fairen Nahrungsproduktionssystem beigetragen haben, in den Vordergrund zu bringen. Der Artikel analysiert die Rolle des Feminismus in der Transformation von sozialen und umweltbezogenen Beziehungen in Ernährungspraktiken.

Lebensweisen und Debatten „sehr anderer Art“ in Lateinamerika

Miriam Lang

Miriam Lang: miriam.lang@uasb.edu.ec

In Lateinamerika existieren, anders als in Europa, zahlreiche Territorien, in denen andere Logiken vorherrschen als die des Produktivismus/Wachstums/Konsums. Sie bestehen sozusagen am Rand des Weltkapitalismus, werden durch dessen Expansivität immer wieder bedroht oder angegriffen, regenerieren sich aber teilweise auch und sind von seinen Logiken nicht ganz durchdrungen. Diese Territorien sind nicht unbedingt alle indigen, auch afroamerikanische oder bäuerliche Gegenden gehören dazu, sowie bestimmte Teile der großen Städte, in denen aktiv an der Wiederherstellung von Gemeinschaft gearbeitet wird. Ich kann einen Einblick geben, wie sich ausgehend von diesen Praktiken die lateinamerikanische Debatte entwickelt - von Alternativen zur Entwicklung und Postextraktivismus hin zur Re-existenz, beispielsweise - und welche theoretischen Konzepte und Zugänge sie geschaffen hat, im Sinn einer kognitiven Gerechtigkeit, die diese Lebensweisen und ihre Wissensformen sichtbar macht und in einem Pluri- bzw. Interversum in den Dialog um die Aufrechterhaltung des Lebens einbringt.